

Michael Giesecke & Kornelia Rappe-Giesecke

Zur Integration von Selbsterfahrung und distanzierter Betrachtung in der Wissenschaft

1. Forschung als Informationsverarbeitung

Aus einer informationstheoretischen Perspektive lautet die Antwort auf die Frage „Wie kommt die Wissenschaft zu ihrem Wissen?“: durch einen zirkulären, mehrfach zu durchlaufenden Prozess der Informationsverarbeitung. Die herkömmliche Wissenschaftstheorie hat in diesem Prozess zwei Phasen herausgehoben: die distanzierte Umweltbetrachtung und die kognitive Reflexion der eigenen, sprachlich zugänglichen Vorannahmen. Die Beobachtung der Umwelt führt zu den Daten. Die Klärung der Vorannahmen führt zur Formulierung von Hypothesen. Im weiteren Forschungsprozess werden dann die Daten zu den Hypothesen in Beziehung gesetzt. Lassen sich die Vorannahmen verifizieren, so entstehen wissenschaftliche Aussagen oder Modelle. Die Wissenschaft hat Wissen produziert.

Es wäre ein Fehler, wenn man sich diesen Erkenntnisprozess nur als einen linearen Ablauf mit einem klar angebbaren Anfang, z. B. der Beobachtung, und einem klar angebbaren Ende vorstellte. In der Praxis sieht es so aus, dass manchmal am Anfang eine Hypothese steht, die durch die Reflexion hervorgehoben wurde. Daten werden erst im nächsten Schritt gesammelt. Ein anderes Mal sind es eine Vielzahl von empirischen Beobachtungen, die zu einer Systematisierung drängen. Dann wieder kann der Ausgangspunkt von Forschung ein Modell oder Glaubenssatz sein und wir suchen im nächsten Schritt nach seiner Herkunft, nach empirischen Belegen für Thesen. Mit anderen Worten: Es gibt viele Möglichkeiten in den Informationskreislauf einzusteigen.

Nicht linear sondern zirkulär gestaltet sich vor allem das Verhältnis zwischen Umweltbeobachtung und Selbstbeobachtung. Wir wissen, dass unsere Wahrnehmung der Umwelt von den Programmen und Erfahrungen gesteuert wird, die wir im Verlauf unserer Lebensgeschichte gewonnen haben. Andererseits verändern sich diese Programme durch unsere Auseinandersetzung mit der Umwelt beständig. Solange unsere Wahrnehmungsraster und Glaubenssätze durch die Umwelt bestätigt werden oder umgekehrt die Umwelttatsachen durch unsere inneren Modelle normalisiert werden können, geht die Informationsverarbeitung ihren ruhigen Gang und es kommt nicht zur Schöpfung neuen Wissens. Erst wenn der kreisförmige, sich beständig selbst bestätigende Prozess durchbrochen wird, irritierende Umweltbeobachtungen oder Programmkonfusionen auftauchen, beginnen kreative Prozesse der Neuorganisation von Wissen. Es ist dabei ziemlich gleichgültig, wo der Auslöser der Irritation liegt.

Betrachtet man die wissenschaftlichen Methodenlehren, so fällt auf, dass den verschiedenen Formen der Umweltbeobachtung weit mehr Aufmerksamkeit als jenen der Selbstbeobachtung zugewendet wurde und wird. Dies hat u. a. auch dazu geführt, dass man die Behandlung der Beziehung zwischen Selbst- und Umweltbeobachtung vernachlässigt hat. Es herrscht die Tendenz vor, die Modelle und damit eben auch unser Wissen einseitig als Ergebnis der Wahrnehmung von Umweltereignissen zu interpretieren. Aber dies ist nur die eine Hälfte des zirkulären Prozesses. Wir können auch aus der Selbstbeobachtung, der Erkundung unserer Reaktionen auf die Umwelt, unserer Modelle über die Umwelt und unserer Programme, die sich als Konsequenz unserer Interaktion mit der Umwelt herausgebildet haben, auf die Welt außer uns schließen. Umwelterkenntnis ist über den Weg der Selbsterfahrung möglich. Selbsterfahrung gibt uns Informationen über die Umwelt.

1 Forschung als Spiegelungsprozess

Diese Zusammenhänge zwischen Selbst- und Umwelterfahrung lassen sich nicht nur vor dem Hintergrund (psychologischer) Informationsverarbeitungskonzepte erklären. Man kann auch auf Spiegelungskonzepte zurückgreifen, die eine uralte philosophische Tradition besitzen. Ausgangspunkt ist dann die Frage, wie sich die Einheit der Welt herstellt.

Und eine Antwort lautet, dass es strukturelle Ähnlichkeiten zwischen den Dingen, Subjekten und Objekten gibt. Da jedes Element und jedes Teilsystem von (komplexen) Informations- und Kommunikationssystemen die Strukturen des Gesamtsystems widerspiegelt, können Mikroanalysen die Dynamik, Komplexität und Differenzierung der Gesamtkommunikation aufdecken. Dem Makrokosmos Erde entspricht der Mikrokosmos Mensch, zwischen den Menschen entwickeln sich Resonanzphänomene: Die Freude des Kindes widerspiegelt sich im Antlitz der Mutter und das Kind kann seine Freude durch die Wahrnehmung dieses Lachens erkennen. Die für alle ökologischen Denkmodelle konstitutive Koevolutionstheorie geht ebenfalls von einem solchen Spiegelungsdenken aus: Die Organe der Pflanzen, Tiere und Menschen entwickeln sich als „Anpassung“ an die Umwelt. Nur wenn es ein solches Passungsverhältnis zwischen der Umwelt und den Lebewesen gibt, können sie überleben. Insofern gibt uns beispielsweise die Betrachtung der menschlichen Sinne Auskunft über deren relevante Umwelt. Umgekehrt können wir durch eine genaue Analyse der Umwelt auf die Morphologie der Lebewesen schließen, die in ihr jeweils heimisch sind.

In der wissenschaftstheoretischen Diskussion werden Spiegelungsphänomene u. a. dadurch thematisiert, dass man Natur- und Sozialwissenschaften nach dem Grad der „Ähnlichkeit“ zwischen dem Erkenntnissubjekt, also den Forschern und den Erkenntnisobjekten, also entweder der Natur oder der sozialen Welt, unterscheidet. Soziale Phänomene eröffnen danach mehr und andere Erkenntniszugänge, weil sie größere Ähnlichkeit mit dem Forscher – als sozialem Wesen – besitzen als die belebte und, stärker noch, die unbelebte Natur.

Betrachtet man das Verhältnis zwischen dem Wissenschaftler und der Umwelt, die er erforschen möchte, unter Spiegelungstheoretischem Gesichtspunkt, so zeigen sich bislang vernachlässigte Erkenntnischancen. Zumal wenn es um die Erforschung sozialer und kultureller Phänomene geht, können wir davon ausgehen, dass sich diese Phänomene im einzelnen Forscher psychisch und körperlich bzw. in der Forschergruppe sozial spiegeln. Die Forscher haben dann die Möglichkeit, aus der Selbstbeobachtung dieser Spiegelungsphänomene auf die Strukturen und Prozesse in der Umwelt zu schließen, zu deren Untersuchung sie angetreten sind.

Dieses Verfahren hat in der Beratung und Therapie von Menschen, Gruppen und Organisationen eine lange Tradition. Allerdings ist es im therapeutischen Kontext so, dass die

Selbsterfahrung ähnlich einseitig prämiert wird wie die Umweltbeobachtung im Wissenschaftsbetrieb. Erst in den letzten 20 Jahren hat sich mit Beratungsformen wie der Balintgruppe und der Supervision ein Konzept etabliert, das versucht, Selbst- und Umweltbeobachtung als einen zirkulären Prozess zu betrachten und deren Potenzen gleichermaßen und gleichmäßig zu nutzen.

2 Die Forschung als individueller Erkenntnis- und als sozialer Vernetzungsprozess

Die Wissensschöpfung ist sowohl ein individueller als auch ein sozialer Vorgang. Während der individuelle Erkenntnisprozess hinreichend beschrieben ist, wissen wir über die Vorgänge bei der sozialen Wissensschöpfung recht wenig. Die herkömmliche Wissenschaftstheorie behandelt die Wissensproduktion als einen individuellen, psychologischen Erkenntnisprozess. Sie befindet sich ganz im Einklang mit dem Verständnis von Wissenschaft, das sich seit der frühen Neuzeit in der europäischen Industrie- und Buchkultur herausgebildet hat. Zwar war das Ziel der neuzeitlichen wissenschaftlichen Forschung von Anfang an nicht die Produktion von individuellem, sondern von sozialem gesellschaftlichen Wissen. Aus diesem Grund ist die „Veröffentlichung“ der Forschungsergebnisse in Schrift und Bild immer ein konstitutiver Bestandteil der Wissenschaft gewesen. Unveröffentlichtes Wissen galt nicht als eigentliches Wissen. Eben deshalb müssen Forschungsergebnisse, z. B. Dissertationen, vervielfältigt, gedruckt und über den Markt ohne Verkaufsbeschränkungen vertrieben werden. Aber letztlich ist dieses Veröffentlichungsgebot nur deshalb notwendig, weil man sich die Wissensproduktion selbst als einen individuellen psychischen Akt vorstellte. „Der“ Forscher beobachtet die Umwelt, sammelt auf seinen Notizzetteln, auch Fotos und vor allem in seinem Kopf die Daten, wertet sie „denkend“ aus und verschriftet dann seine Gedanken. Natürlich vollzieht sich diese psychische Arbeit unter sozialen Rahmenbedingungen und unter Nutzung gesellschaftlicher Werkzeuge, wie vor allem der Standardsprache, aber sie bleibt psychische Arbeit. Stirbt der Forscher, ohne dass er sein Wissen in den dafür vorgesehenen Bahnen weitergegeben hat, bleiben seine Erkenntnisse Geheimnis. Der soziale Charakter der Information stellt sich also erst durch die Distribution und Konsumtion her:

Wenn viele Individuen das ausgedruckte Wissen gelesen haben, wird es zu einem Gemeingut, zu sozialem Wissen. Dabei ist noch zu berücksichtigen, dass auch die Aneignung/Rezeption des Wissens individuell, als einsamer Akt des Lesens erfolgt. Wir haben also für die neuzeitliche Wissenschaft folgendes Ablaufschema:

- individuelle Wissensproduktion,
- Vergesellschaftung durch Druck und Markt,
- vielfache individuelle Wissensaneignung.

Dieses Idealbild entspricht in vielen Bereichen schon lange nicht mehr der Realität. In den technik- und naturwissenschaftlichen Forschungslaboratorien findet eine kooperative Wissensproduktion, eine industriemäßige Fabrikation von Erkenntnis statt. Und dieser Trend ergreift zunehmend auch die Sozial- und Kulturwissenschaften.

Es ist eine dringende Aufgabe für die Wissenschaftstheorie und Methodologie, zeitgemäße Konzepte für diese Formen sozialer Wissensschöpfung bereitzustellen. Bislang gibt es nur Ansätze dazu, die Vernetzungsstrukturen zu beschreiben, die soziale Informationsverarbeitung ermöglichen. Was passiert, wenn ein Forschungsteam als Erkenntnissubjekt auftaucht? Wir müssen der Versuchung widerstehen, dieses Team wieder bloß als eine Summe von psychischen Erkenntnisssystemen zu begreifen.

Besonders negativ wirkt sich der niedrige Entwicklungsstand von sozialen Erkenntnistheorien auf alle Fragen der Selbstbeobachtung aus. Wenn man sich die Umweltbeobachtung noch ganz gut als einen Prozess kollektiver Datensammlung vorstellen kann, so ist die Antwort auf die Frage: „Wie ist soziale Selbstbeobachtung möglich?“ im Wissenschaftsbetrieb von einer Antwort noch meilenweit entfernt. Hier kann die Wissenschaft von den Erfahrungen der Gruppendynamik und der Organisationsentwicklung lernen. In diesem Bereich hat man schon seit Jahrzehnten versucht, die Selbstbeobachtung als einen gruppendynamischen bzw. einen institutionellen Prozess zu organisieren. Praktisch alle neueren Beratungs- und Trainingsverfahren wie z. B. Trainingslaboratorien nach Lewin, soziodramatische Projekte, wie sie Moreno initiiert hat, die vielfältigen Formen von Moderation, Zukunftswerkstätten, Dialogprojekten, Open-space-Konferenzen stellen Versuche dar, genuine Formen sozialer Informationsschöpfung und kollektiver Selbstreflexionsprozesse zu schaffen.

In dieser Hinsicht kann also die Forschung viel von der Beratung lernen – während andererseits eine zunehmende Verwissenschaftlichung der Beratung zu beobachten ist. Methodisch kontrollierte Formen der Datenerhebung werden in Beratungs- und Organisationsentwicklungsprozessen zunehmend zu Erfolgsbedingungen.

3 Die Forschung als Kommunikationsprozess

In dem Maße, in dem die Wissensschöpfung nicht mehr nur als ein individueller psychischer Akt betrachtet wird, tritt der kommunikative Grundzug jeder wissenschaftlichen Arbeit in den Vordergrund. Faktisch haben die Sozialforscher ihre Daten schon immer auf weite Strecken in Gesprächsformen erhoben, ausgewertet, rückgekoppelt und die Ergebnisse dann kommunikativ vermittelt. Wir haben vorgeschlagen (Giesecke & Rappe-Giesecke, 1997), die Forschung grundsätzlich als einen kommunikativen, sozialen Prozess zu gestalten. Die Theorien über den Gegenstand sollen selbstreferentiell auch auf das Forschungssystem und den Forschungsprozess angewendet werden. Um diese Orientierung auszudrücken, sprechen wir von kommunikativer Sozialforschung.

Der Begriff „kommunikative Sozialforschung“ wurde in den 70er Jahren von Bielefelder Soziologen und Sprachwissenschaftlern eingeführt. (Vgl. Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen, 1976.) Sie wollten damit nicht in erster Linie ausdrücken, dass die Kommunikation ein lohnender Gegenstand der Sozialforschung ist. Vielmehr sollte schon durch die Begriffswahl deutlich gemacht werden, dass auch der Forschungsprozess als Kommunikation, als ein Gespräch mit Rückkopplungsmöglichkeiten und selbstreflexiven Phasen zu gestalten ist. Sie richteten sich damit gegen Formen der Verhaltensforschung, die nur die distanzierte Beobachtung als Medium der Erfahrungsgewinnung akzeptiert, die das Erkenntnissubjekt auf eine einzelne Person und den Erkenntnisprozess auf psychische Reaktionen reduziert und die die Datenrückkopplung lediglich als eine interaktionsarme Veröffentlichung von Forschungsberichten gestalten will.

Während sich die klassische empirische Sozialforschung auf weite Strecken als eine Lehre darüber verstehen lässt, wie man es als Forscher verhindern kann, seine Untersuchungsobjekte zu beeinflussen, geht es der kommunikativen Sozialforschung

gerade darum, den interaktiven Grundzug der Forschung hervorzuheben. Sie legt einen Kommunikationsbegriff zugrunde, für den Rückkopplung konstitutiv ist. Entsprechend versucht sie die Datenerhebung als ein Geben und Nehmen zu gestalten und sie koppelt auch ihre Forschungsergebnisse an die untersuchten Systeme zurück (Triangulation). Da wir uns in Dialogen beständig am Gegenüber und an dem Prozess, wie er im Hier und Jetzt abläuft, orientieren, ist in der kommunikativ gestalteten Sozialforschung die Selbstbeobachtung des Kommunikationssystems eine beständige Aufgabe. Die Interaktionen im Forschungsteam lassen sich (u. a.) als eine Reaktion auf die Reize des untersuchten Systems verstehen. Eine vollständige Beschreibung des Forschungsablaufs setzt sowohl die sorgfältige Beobachtung der Reize als auch der eigenen Reaktionen voraus.

Wir denken, dass die traditionelle Wissenschaftstheorie die gängigen Formen sozialer Informationsverarbeitung der nun zu Ende gehenden Buchkultur reflektiert. Bekanntlich lösen die Wahrnehmungs- und Beschreibungstheorien des Buchdruckzeitalters das Problem interaktionsfreier Informationsverarbeitung in großen sozialen Systemen. Sie machten die Wiederholung von Wahrnehmungen und die Parallelverarbeitung von symbolischen Informationen zwischen Menschen möglich, die sich nicht von Angesicht zu Angesicht gegenüberstehen und die keine Möglichkeit der Rückfrage haben. Wer sich an die standardisierten visuellen Wahrnehmungs- und die symbolischen Darstellungsprogramme hält, kann allein auf das gedruckte Buch oder den Aufsatz vertrauend, also in einem einseitigen monomedialen Informationsaustausch, Erfahrungen und Gedankengänge eines unbekanntes Kommunikationspartners wiederholen. (Giesecke 1998a, b) Hierin liegt die welthistorische Bedeutung der neuzeitlichen beschreibenden Wissenschaft. Es ist aber ganz unwahrscheinlich anzunehmen, dass diese Normen sozialer Informationsverarbeitung unter gewandelten technologischen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen unverändert bleiben. Alle zentralen Kategorien, mit denen die Besonderheiten der Informationsgesellschaft gegenwärtig hervorgehoben werden: Interaktivität, Multisensualität, Multimedialität, Parallelverarbeitung, Globalisierung, Online-Vernetzung, Hypertext und vieles andere mehr, stehen im polaren Gegensatz zu den Kategorien, mit denen der Wissenschaftsbetrieb bis vor kurzem seine Tätigkeit praktisch ausschließlich beschrieb:

distanzierte, d. h. rückkopplungsfreie Beobachtung, praktisch ausschließliches Vertrauen auf den visuellen Wahrnehmungskanal, monomediale Präsentation der Ergebnisse, lineare und kausale anstatt parallele Verknüpfungsstrategien, widerspruchsfreie Beschreibungen usf.

Die kommunikative Sozialforschung versteht sich demgegenüber als eine zeitgemäße Antwort auf die Anforderungen der Informationsgesellschaft. Sie kann in vielen Bereichen die „Beratung“ als Vorbild nehmen, weil es sich hierbei um einen Typ sozialer Informationsverarbeitung handelt, der selbst hochgradig multimedial, interaktiv und selbstreferentiell aufgebaut ist. Gerade Sigmund Freud als einer der Inspiratoren moderner Beratungspraxis hat sich konsequent gegen die Ideale distanzierter rationaler Erkenntnisgewinns und interaktionsfreier Kommunikation gestellt. Selbst das intrapsychische Geschehen fasste er bekanntlich als einen kommunikativen Vorgang zwischen mehreren Instanzen, als eine Art von Gruppengespräch auf. Er führte das Unbewusste und den Affekt als Erkenntnisinstrumente ein und arbeitete einige Unterschiede zwischen der sequentiell organisierten Symbolverarbeitung und dem parallel arbeitenden „Primärprozess“ heraus.

Bekanntlich haben sich seine Vorstellungen zwar als Modell des Gegenstandes und auch als Beratungslehre durchgesetzt, werden aber nur selten und dann meist inkonsequent auf den Forschungsprozess und die Interaktion zwischen dem Forscher und seinen Versuchspersonen übertragen. Die kommunikative Sozialforschung kennt keine Trennung zwischen ihrer wissenschaftlichen Methodologie und ihrer Theorie über die Welt. Sie ist selbstreferentiell aufgebaut, d. h. sie wendet alle Annahmen über die Umwelt auch auf sich selbst, auf das Forschungssystem an. Dieses Homomorphieprinzip ermöglicht es, Erkenntnisse, die sich aus der Selbstbeobachtung des Forschungsprozesses ergeben, auch für das Verstehen der Umwelt zu nutzen – und umgekehrt.

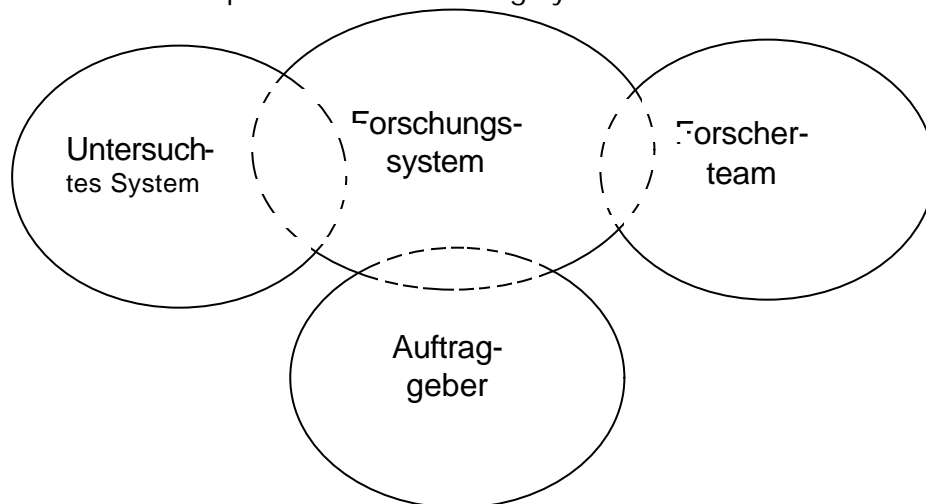
Da das Beratungsgespräch gemeinsam mit der Unterrichtskommunikation zweifellos zu den am besten erforschten Formen multimedialer Kommunikation gehört, bietet es ein vorzügliches Modell für die Gestaltung multimedialer Informationsverarbeitung in den Wissenschaften.

4 Organisation und Ablauf der kommunikativen Sozialforschung

Wie gut sich die professionellen Standards der modernen Beratungspraxis für eine zeitgemäße Gestaltung der Sozialforschung eignen, kann man exemplarisch schon am Beispiel der Einrichtung des Forschungssystems zeigen. Innerhalb der wissenschaftstheoretischen Literatur gibt es ja immer noch die merkwürdige Tendenz, sich das Forschungssystem als eine einsame Person vorzustellen.¹

Tatsächlich setzt sich das Forschungssystem ähnlich wie die größeren Beratungssysteme aus mindestens drei Komponenten: dem Forscherteam, dem Auftrag- und/oder Geldgeber und schließlich aus den zu untersuchenden Personen oder sozialen Systemen, dem zu untersuchenden System, zusammen.

Abb. 1: Die Komplexität des Forschungssystems



Erst wenn sich diese drei Größen ausdifferenziert und miteinander Kontakt aufgenommen haben, kann das beginnen, womit die meisten Methodenlehren starten: die Datenerhebung. In der nebenstehenden Abbildung 2 haben wir die wesentlichen Phasen und Module der kommunikativen Sozialforschung tabellarisch zusammengefasst.

¹ Diese Fixierung auf den „Beobachter“ und dessen gedankliche Konstrukte hat in den letzten Jahren durch die Erkenntnistheorie des sogenannten „Radikalen Konstruktivismus“ noch einmal einen bemerkenswerten Aufschwung erfahren.

Abb. 2: Phasen der kommunikativen Sozialforschung

- 1. Konstitution des Forschungssystems**
(Erstkontakt. Sondierung/Pretest. Klärung der Fragestellung/des Ziels. (Dreiecks-) Kontrakt)
- 2. Datenerhebung und Dokumentation**
(Dokumentation der Erwartungen/Hypothesen der Forschung, Datenerhebung, Transformation der Daten in geeignete Codesysteme)
- 3. Datenauswertung im Forscherteam**
(Mikro- und Makroanalyse, Hypothesenbildung und –überprüfung)
- 4. Selbstwahrnehmung und -beschreibung des Forschungssystems**
(Vervollständigung der Datenbasis)
- 5. Datenrückkopplung** an das untersuchte System und ggf. die Auftraggeber (Hypothesentest, Triangulation)
- 6. Abgleichen der eigenen Methoden, Theorien und Ergebnisse mit denen anderer Forschungssysteme; (Literaturstudium, kontrastive Analysen)**
- 7. Ergebnisformulierung und Auflösung des Forschungssystems**
- 8. Reflexion von Spiegelungsphänomenen**
(Eine beständige Aufgabe während des gesamten Forschungsprozesses ist die Selbstreflexion und Vergleich der Ergebnisse mit den Strukturen des untersuchten Systems.)

Prinzipiell ist es möglich, diesen Ablauf aus der Perspektive aller beteiligten Systeme zu beschreiben. Wir nehmen hier vorrangig den Standpunkt des Forscherteams ein. Die „Konstitution des Forschungssystems“ (FS) ist dabei, ihrem tatsächlichen Gewicht entsprechend, als eine eigenständige (1.) Phase aufgeführt.

Die Herausbildung der Fragestellung der Forschung erscheint als ein kommunikatives Aushandlungsprodukt, vielfach als eine soziale Kompromissbildung zwischen den Interessen von Forschern (FT), Auftraggebern (AT) und den Versuchspersonen oder Untersuchungsobjekten (US). Man braucht dabei gar nicht an die komplizierten Gespräche bei der Einrichtung von Sonderforschungsbereichen zu denken. Schon wenn wir mit unseren Studenten Verkaufsgespräche untersuchen wollen, sind die Beziehungen zwischen uns als Auftraggebern, den StudentInnen als Forschergruppe und den Untersuchungssystemen zu gestalten. Es ist zu klären, inwieweit unsere Fragestellung von der Forschergruppe übernommen wird, wer den Kontakt zu den Untersuchungspersonen aufnehmen soll: wir als Hochschullehrer und Auftraggeber oder die Studierenden? Die Forschergruppe möchte natürlich genauer wissen, welche Erwartungen wir an das abzuliefernde Produkt haben. Die Untersuchungspersonen wollen wissen, was die Studierenden – und möglicherweise was auch wir – von ihnen erwarten und was sie von uns erwarten können usw. All dies verlangt Klärungsprozesse, die sich am besten in einem schriftlichen Kontrakt niederschlagen. Vielfach werden hier schon die Weichen für den Erfolg oder Misserfolg eines Projektes gestellt.

Noch gar nicht berücksichtigt ist dabei die Auswahl der Forschergruppe. Sie kann relativ zufällig durch Selbstauswahl zustande kommen, sie kann bewusst gestaltet werden, indem Überlegungen zu den erforderlichen Kompetenzen bei den Beteiligten einschließlich gruppenspezifischer Aspekte angestellt werden. Sie kann durch Fremdauswahl zustande kommen usw.

Weiterhin ist zu berücksichtigen, dass es viele Möglichkeiten gibt, warum sich ein Forschungssystem überhaupt zusammenfindet. Es kann sein, dass bestimmte soziale Systeme das Interesse haben, selbst untersucht zu werden, dass sie dann, falls sie nicht über eigene Mittel verfügen, einen Geldgeber suchen und sich erst zuletzt an einen Forscher wenden. In den Geistes- und Sozialwissenschaften an den Universitäten scheint es noch immer eher der Normalfall zu sein, dass der Forscher/die Forscherin als Katalysator auftritt, sich nach einem Geldgeber umschaufelt und dann nach geeigneten Datenlieferanten Ausschau hält. Für die kommunikative Sozialforschung ist dies zweifellos der ungünstigste Fall, weil hier mit der geringsten Motivation für eine intensive Mitarbeit der Untersuchungspersonen zu rechnen ist.

In jedem Fall bestimmen das Forschungssetting und die Selbsttypisierung der Forscher den Prozess und damit auch die Ergebnisse der Datenerhebung.

Wenden wir uns nun der zweiten Phase der Datenerhebung und -dokumentation zu. Hier ist zunächst die Konsequenz aus der BeraterInnen seit Jahrzehnten geläufigen Erfahrung zu ziehen, dass jede Wahrnehmung – und interpersonelle Wahrnehmung zumal – von Übertragungs- und Gegenübertragungsprozessen begleitet ist. Jede Wahrnehmung schafft eine Beziehung zwischen dem Wahrnehmenden und dem wahrgenommenen Gegenstand oder Subjekt. Jede gewonnene Information sagt deshalb nicht nur etwas über die fokussierte Umwelt, sondern ebenso über das wahrnehmende System und den Wahrnehmungsprozess mit seinen Rahmenbedingungen aus. Entsprechend sind auch alle Daten Relationierungsprodukte. Sie sagen etwas über das Informationssystem, die Umwelt des Informationssystems und über die Beziehung zwischen beiden aus. Sie sind schon insofern mehrdeutig. Dies wird von uns nicht als ein bedauerliches, mit allerlei Tricks zu verdrängendes Übel, sondern als eine Chance betrachtet. Die kommunikative Sozialforschung lenkt die Aufmerksamkeit weg von der Fixierung auf Umweltdaten hin zu dem Prozess der Informationsgewinnung über die Umwelt. Alle methodischen Vorkehrungen, die die Beziehung zwischen der Umwelt und den Informationssystemen deutlich machen, werden bevorzugt. Oder anders ausgedrückt: Der Sinn der Methode ist die Aufdeckung des relationalen Charakters der Informationsverarbeitung.

Wenn aber alle Wahrnehmung auch vom Wahrnehmungssystem abhängig ist, dann sind Aussagen über die Umwelt, die keine Beschreibung des Wahrnehmungssystems enthalten, unvollständig. Die Klärung der Standpunkte und Perspektiven der Forscher werden zu einer notwendigen Aufgabe in jeder Sozialforschung. Die wissenschaftliche Datenbasis in der Informationsgesellschaft unterscheidet sich u. E. zukünftig gerade dadurch grundsätzlich von dem „wahren“ Wissen des Buchdruck- und Industriezeitalters, dass sie nicht auf höchstmögliche Generalisierung, sondern auf eine Spezifizierung nach Orten, Zeiten, Personen (BeschreiberInnen) und Anwendungsperspektiven aus ist. Entscheidungshilfe erwarten wir nicht durch eine einzige, sondern durch mehrere Beschreibungen aus unterschiedlichen Perspektiven, die klar benannt werden. Die Klärung dieser Perspektiven ist Teil der individuellen und sozialen Selbstreflexion.

Theoretisch müsste die Hälfte des Forschungsprozesses mit der Selbstreflexion der Forscher in den verschiedenen Rollen ausgefüllt sein. Forscher, die ihre Übertragungen nicht wenigstens im Nachhinein kontrollieren können, sind für ihre Arbeit ähnlich unzureichend qualifiziert wie Berater ohne Selbsterfahrung.

Die gleichgewichtige Berücksichtigung von Umweltbeobachtung und Selbsterkundung ist schon bei der Datenerhebung zu berücksichtigen. Sie beginnt typischerweise mit der Reflexion und Dokumentation der Erwartungen des Forschungsteams über die Programme, die in der Umwelt untersucht werden sollen. Geht es beispielsweise darum, Normalformen von Verkaufsgesprächen zu untersuchen, so sind zunächst einmal die entsprechenden Ablaufferwartungen im Forscherteam festzuhalten. Dabei wird sich vermutlich herausstellen, dass sich einzelne eher mit der Verkäuferposition und andere eher mit der Kundenposition identifizieren können. Wer des öfteren im Laden bedient hat, wird das Gespräch anders sequenzieren als jemand, der nur die Kundenposition kennt. Methodologisch ergibt sich hieraus im Übrigen die Notwendigkeit, die Verkaufsgespräche aus (mindestens) zwei Perspektiven zu beschreiben, um dann erst in einem weiteren Schritt nach möglichen Übereinstimmungen zu suchen. Die außenstehende Betrachterperspektive besitzt in der kommunikativen Sozialforschung nur eine untergeordnete Bedeutung. Es geht ja darum, das orientierungsrelevante Wissen der Beteiligten zu rekonstruieren.

Je mehr Teilnehmer das Forschungsteam besitzt, umso stärker werden sich auch die beiden Rollen differenzieren. Vielleicht war es den Teilnehmern noch gar nicht klar, wie gerne oder ungerne sie Einkaufen gehen, Geld ausgeben, sich beraten lassen usw. So wird schon die Selbstreflexion in der Datenerhebungsphase zu einem Instrument der Selbstaufklärung der Forscher.

Die elektronisch gespeicherten Daten müssen in der zweiten Phase nach einem normierten Verfahren so verschriftet und/oder kodiert werden, dass sie als ein kollektiver Speicher zunächst des Forscherteams und dann des Forschungssystems insgesamt dienen können. Dabei wird man dann selektiv vorgehen und Notationsformen auswählen, die für die Beantwortung der gestellten Forschungsfrage geeignet erscheinen.

Der Einsatz elektronischer Aufzeichnungsgeräte und die genaue Dokumentation der Daten, die später mikroskopische Untersuchungen mit beliebigem Zeitaufwand zulässt und die darüber hinaus eine zuverlässige Basis für die Zusammenarbeit

aller Beteiligten bietet, ist bislang noch ein besonderes Merkmal der kommunikativen Sozialforschung. Er ermöglicht insbesondere auch die methodisch kontrollierte Selbstbeobachtung sozialer Interaktion.

Auch was die Datenauswertung in der dritten Phase des Forschungsprozesses anlangt, ist die traditionelle empirische Sozialforschung von einer bemerkenswerten Eindimensionalität. Von unseren vielfältigen Sinneskanälen setzt sie praktisch nur das Sehen und gelegentlich das Hören ein. Sie nutzt nahezu ausschließlich höhere kognitive Verarbeitungsformen (logisches Denken) und symbolische Darstellungsweisen. Aus der Beratung wissen wir, dass alle Beteiligten vielfältige Sinnesorgane einsetzen und die eingehenden Informationen massiv parallel verarbeiten.² Um sich in der Forschung dem Reichtum natürlicher Informationsverarbeitung anzunähern, nicht zu viele im sozialen Feld orientierungsrelevante Daten unberücksichtigt zu lassen, sollten spätestens in der Auswertungsphase auch affektive Daten erhoben und genutzt werden. Dies kann geschehen, indem die Forscher die Affekte, die das Datenmaterial bei ihnen auslöst, gewissenhaft notieren. Häufig weisen erst die hier zutage tretenden Assoziationsketten einen Weg zum Verständnis des Datenmaterials.

Im Prinzip ist die Arbeit in der dritten Phase stark umweltorientiert und durch die Forschungsaufgabe vorstrukturiert. Treten allerdings im Forschungsprozeß Krisen auf, kann sich das Team etwa nicht auf Hypothesen einigen, wird immer wieder der Ruf nach neuen Datenerhebungen laut usw., so ist es Zeit für einen Programmwechsel. Aber auch bei krisenfreiem Ablauf empfiehlt es sich zur Überprüfung der erarbeiteten Ergebnisse auf das Programm Selbstreflexion umzuschalten. In dieser vierten Phase blickt das Team auf den bisherigen Forschungsprozess zurück und versucht, seine Dynamik und seine Strukturen aus verschiedenen Perspektiven zu verstehen. Dahinter steht die Überzeugung, dass sich die Kommunikation zwischen sozialen, psychischen und anderen Systemen als Spiegelungsprozess verstehen lässt. Die miteinander kommunizierenden Systeme gleichen sich in ihren Aggregatzuständen, ihrem Verhalten und Erleben aneinander an, pacen sich, um es in der Sprache des neurolinguistischen

² Dass Menschen massiv parallel verarbeitende Informationssysteme sind, ist mittlerweile zu einem Gemeinplatz der neueren Informatik geworden. Vgl. etwa die Arbeiten von F. J. Radermacher <http://www.uni-ulm.de/deutsch/> (01.05.2000)

Programmierens auszudrücken. Diese Resonanzphänomene verlaufen in psychischen Systemen weitgehend unbewusst und werden auch in sozialen Systemen nur in Krisensituationen thematisiert. In der Beratung und in der Forschung kann die Selbstexploration zur Erkenntnis gespiegelter Prozesse und damit die Selbstreflexion der Interaktion im Forscherteam zur Erkenntnis der Interaktion im Untersuchungssystem genutzt werden. In der Regel zeigen sich solche Spiegelungen als Abweichungen von der Normalform der Informationsverarbeitung oder des Verhaltens in dem Bezugssystem.

Während in der Datenerhebungsphase die Initiative eher beim beforschten System lag, während der Datenauswertung dieses nur Umwelt blieb, so geht es in der fünften Phase, der Datenrückkoppelung, wieder darum, den Forschungsprozess als Gespräch zwischen dem Forscherteam und dem Untersuchungssystem (und ggf. auch mit den Auftraggebern) zu gestalten. Dabei gibt diesmal das Forscherteam die Struktur vor und konfrontiert das Untersuchungssystem entweder mit damals erzeugten Daten oder mit Untersuchungsergebnissen. Ziel ist es, noch einmal ein Feedback zu den erhobenen Daten und zu den Auswertungsergebnissen zu erhalten. Hier sind neben den klassischen Rückkopplungsverfahren der qualitativen Sozialforschung – der Triangulation und den Krisenexperimenten – auch alle Methoden einzusetzen, die in Organisationsentwicklungsprozessen in vergleichbaren Situationen benutzt werden.

Natürlich können auch die Rückkopplungsgespräche wieder als Datenerhebungsphase angesehen und die dort aufgezeichneten Informationen in weiteren Phasen vergleichend analysiert werden.

Eine Aufgabe, die den gesamten Forschungsprozess begleitet, ist der Vergleich der eigenen Arbeit und der eigenen Ergebnisse mit den Erfahrungen von Forschern, die ähnliche Objekte untersucht haben (Phase 6). Hier geht es auch darum, die eigenen Modelle in die Theoriebildung des Faches einzuordnen.

In der Abschlussphase (7.) geht es zunächst darum zu klären, ob die Ziele des Vorhabens erreicht sind und ob es andernfalls sinnvoll ist, die Arbeit unter gleichen oder veränderten Bedingungen fortzusetzen. Zu diesem Zwecke ist auch ein Gespräch mit den Auftraggebern über die Forschungsergebnisse und über die Struktur und Geschichte des Forschungssystems erforderlich. In diesem Rückblick kann die Entwicklung der

Forschungsziele und -ergebnisse erläutert werden. Es können neue Forschungsziele formuliert und ggf. ein neuer Kontrakt geschlossen werden. In diesem Fall werden die einzelnen Phasen und Module des vorgestellten Schemas erneut durchlaufen. Ansonsten kommt es nach der Formulierung der endgültigen Ergebnisse zur Auflösung des Forschungssystems.

Der Vergleich der Ergebnisse der Umweltbeobachtung mit jenen der Selbstbeobachtung, also die Integration der beiden Perspektiven, erfolgt während des gesamten Forschungsprozesses mehr oder weniger latent. Tauchen Krisen in der Forschungsk Kooperation auf, wird zunächst die Selbstreflexion und dann, in einer zweiten Phase, die Suche nach deren Gründen in der Interferenz mit dem untersuchten System zur manifesten Aufgabe. (Phase 8: Reflexion von Spiegelungsphänomenen).

Diese Darstellung des Ablaufs der kommunikativen Sozialforschung erklärt natürlich nicht die einzelnen methodischen Schritte. Hierüber informiert unser gemeinsames Buch „Supervision als Medium kommunikativer Sozialforschung“. Aber sie zeigt u. E. eindringlich genug, wie vergleichsweise simplifizierend der Forschungsprozess in den methodischen Standardwerken, von der „Logik der Forschung“ von Karl Popper bis hin zu den „Grundlagen qualitativer Sozialforschung“ von Anselm L. Strauss (1994, 1996) dargestellt wird. Datenerhebung, -auswertung und die Formulierung von Modellen machen nur einen Teil des Forschungsprozesses aus. Nachdem nun in der Beratung die Bedeutung des Settings für Ablaufstrukturen und Ergebnisse hinlänglich erkannt und im Übrigen Arbeitsformen erprobt sind, die die Beratung nicht mehr nur als einen individuellen, sondern als einen sozialen Prozess ablaufen lassen, scheint es an der Zeit, auch in der Sozialforschung der Selbstreflexion und Strukturierung des Forschungssystems mehr Aufmerksamkeit zu schenken und das Paradigma der „Einzelforschung“ zu verlassen. Nur so kann die Umweltfixierung der Forschung abgebaut und die Selbstbeobachtung als Erkenntnisquelle genutzt werden.

Literatur- und Medienverzeichnis

- Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hg.): *Kommunikative Sozialforschung*. München (Fink) 1976. (Kritische Information. 48)
- Giesecke, Michael: *Der Buchdruck in der frühen Neuzeit. Eine historische Fallstudie über die Durchsetzung neuer Informations- und Kommunikationstechnologien*. Frankfurt a.M. (Suhrkamp) 1998. (Suhrkamp-Taschenbuch : Wissenschaft. 1357)
- Giesecke, Michael: *Sinnenwandel, Sprachwandel, Kulturwandel. Studien zur Vorgeschichte der Informationsgesellschaft. 2., durchges. Aufl.* Frankfurt a.M. (Suhrkamp) 1998. (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft. 997)
- Giesecke, Michael & Rappe-Giesecke, Kornelia: *Supervision als Medium kommunikativer Sozialforschung - Die Integration von Selbsterfahrung und distanzierter Betrachtung in Beratung und Wissenschaft*. Frankfurt a.M. (Suhrkamp) 1997. (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft. 1105)
- Radermacher, Franz-Josef: (URL http://www.uni-ulm.de/deutsch/index_deutsch.html [Stand 2000-05-01])
- Strauss, Anselm L.: *Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Datenanalyse und Theoriebildung in der empirischen soziologischen Forschung*. München (Fink) 1994.
- Strauss, Anselm L. & Corbin, Juliet M.: *Grounded Theory. Grundlagen Qualitativer Sozialforschung*. Weinheim (Psychologie Verl.-Union u.a.) 1996.